

Patrick Feuz in Der Bund vom 20. Dezember 2014 über das Regime seines Grossvaters als Leiter des Knabenerziehungsheims Landorf in Köniz BE

URL: <http://www.derbund.ch/kultur/diverses/Zum-rechten-Menschen-gehört-Ordnung/story/11581132>

(Stand 25. April 2015)

Der Bund

Zum «rechten Menschen» gehört Ordnung

Die frühere Erziehungsanstalt Landorf gilt heute als Beispiel für die unmenschliche Behandlung von Kindern. Der Heimleiter war mein Grossvater. Exkursion in eine Zeit des pädagogischen Umbruchs.



Das Landorf in den später 1960er-Jahren: Erziehungsanstalt und Landwirtschaftsbetrieb. (Bild: Rudolf Poncet)

[Von Patrick Feuz](#) 30.03.2015

Viele schämten sich, darüber zu reden. Bis sich Simonetta Sommaruga im Namen des Bundesrats für die fürsorglichen Zwangsmassnahmen von einst entschuldigte. Robert Blaser ist einer von denen, die seither von ihrer leidvollen Kindheit erzählen. 1965 wurde er auf Anweisung der Vormundschaftsbehörde seiner Mutter, einer geschiedenen Serviceangestellten, weggenommen. Ohne Gerichtsurteil, ohne psychiatrisches Gutachten.

Der Achtjährige kam ins [Landorf](#), in eine «staatliche Erziehungsanstalt» bei Köniz, wo er bis 1973 «versorgt» blieb, wie es damals hiess. Kollektivstrafen, Kopfnüsse, Ohrfeigen, Arbeit in der Landwirtschaft und ein Heimleiter, der ungehorsame Buben ins Büro kommen liess und ihnen mit dem Lineal auf den Handrücken schlug. Eine «Riesenkatastrophe» sei das Landorf gewesen.

Blasers Schilderung der Zustände im Heim (der «Bund» berichtete) hat eine Kontroverse ausgelöst. Kurt Vögeli, früher Lehrer im Landorf und später Schulinspektor, bezeichnete die Vorwürfe als «billig, wenn nicht unverschämte»: Dank Heimen sei vielen Kindern «ein Leben im Elend» erspart geblieben. Das wiederum fand der grüne Grossrat Bruno Vanoni schamlos: Vögelis «Verharmlosungsversuch» ziele darauf ab, das Leid der Heimkinder «ungeschehen zu machen oder zumindest zu minimieren».

Der Hauptmann als Glücksfall

Ich habe schöne Erinnerungen an das Landorf. Der umstrittene Heimleiter war mein Grossvater. Vom Heimpersonal wurden meine Geschwister und ich auf Händen getragen. In der Speisekammer durften wir Süssigkeiten einstecken, im Stall die Ferkel unter der Wärmeglocke streicheln. Die geräumige Wohnung der Grosseltern im herrschaftlichen Verwaltungsgebäude, der moderne Schwarzweissfernseher, die Landwirtschaft, die zum Heim gehörte, im Sommer der Badeweiher: Das war für uns das Paradies.



Landorf-Zöglinge bei der Kartoffelernte. Bild Rudolf Poncet

Kontakt zu den Heimbuben hatten wir kaum, von ihrem Leben keine Ahnung. Der Grossvater war ein kleiner König. Er fuhr eine amerikanische Limousine, war in Köniz hoch angesehen, sass im Kirchgemeinderat und zuvor im Gemeindeparlament. Ich habe ihn nicht als kalt und autoritär in Erinnerung; der Mann, den ich kannte, war liebenswürdig und eher zurückhaltend. Nach seinem Tod kamen in einer Schachtel Notizen für Vorträge und Berichte zum Vorschein, die ihn als Pädagogen und Heimleiter fassbar machen. Darüber zu schreiben, könnte wie der Versuch wirken, sein Handeln zu rechtfertigen. Doch ich will nur zeigen, warum Heime früher so waren, wie das heute nicht mehr möglich wäre.

Damals, 1944, ist mein Grossvater für den Regierungsrat eine gute Wahl auf den Posten des Heimleiters: 36-jähriger Hauptmann mit über 1500 Aktivdiensttagen, also in der Lage, zu organisieren und für Ordnung zu sorgen. Zudem patentierter Primarlehrer, spricht Pädagoge, was keine Selbstverständlichkeit ist – noch gibt es Heime, die von Ingenieur-Agronomen geführt werden. Nur sechs Monate nach Amtsantritt, im April 1945, droht der neue «Herr Verwalter» in einem Bericht an seine Vorgesetzten mit der Kündigung:

«Die vorhandenen Gebäulichkeiten und Einrichtungen lassen derart zu wünschen übrig, dass das Dasein der Zöglinge nicht ein menschenwürdiges ist. Die Schlafsäle

ohne Vorhänge und Bilder sind zu vergleichen mit den ältesten Kasernen. Die Buben haben nicht einmal jederseinen eigenen, verschliessbaren Schrank. Die Wasserzufuhr ist so prekär, dass die Waschkloake und Aborte häufig ohne Wasser sind. Das sind Verhältnisse, wie sie einfach nicht geduldet werden dürfen. Meine Frau und ich können es mit bestem Gewissen nicht länger verantworten, auf dieser Basis vorwärts zu schreiten.»

Viererbetten gegen Willen von Baudirektor

Die «möglichst grosszügige Reorganisation der Anstalt», die mein Grossvater fordert, wird in den ersten Nachkriegsjahren an die Hand genommen. Im Zug des Umbaus führt er Wohngruppen und Schlafräume mit vier Betten ein – gegen den Willen des sozialdemokratischen Baudirektors Robert Grimm; der einstige Führer des Landesstreiks von 1918 wünscht aus Kostengründen Zimmer mit acht Betten.

In den 1950er-Jahren reisen Fachleute aus dem In- und Ausland nach Köniz. Das Landorf ist zum Vorzeigeheim geworden. Damals gilt mein Grossvater als fortschrittlicher Heimleiter.

«D Mengi macht d Strengi»

Der «Heimvater» und die «Hausmutter», so der Auftrag des Kantons, sollen den Zöglingen Eltern sein. Eltern von 64 Kindern? An seiner Seite hat das Vorsteherpaar: vier Bauern mit Knechten, dazu einen Gärtner, einen Schreiner, einen Schuhmacher, einen Schneider, Hausdienstpersonal (die «Fräuleins») und – als einzige Pädagogen – vier Lehrer.

Dass gleich viele Bauern wie Lehrer angestellt sind, ist entlarvend: Die Einnahmen aus der Landwirtschaft sind fürs Heim überlebenswichtig; die Summe der vom Kanton beigesteuerten Kostgelder ist nicht einmal halb so gross. Als billige Arbeitskräfte im Stall und auf dem Acker müssen die Buben ihren Heimaufenthalt mitfinanzieren.

Ein Bub träumt von Winterferien

«D Mengi macht d Strengi», so hat es der Vorsteher eines anderen bernischen Heims formuliert. Für das Landorf, mit seinen 64 Kindern die grösste staatliche Erziehungsanstalt im Kanton, gilt das besonders: Der Mangel an Geld und Personal begünstigt autoritäre Methoden und militärische Formen. Ein personalsparendes Disziplinierungsmittel ist die Kollektivstrafe: Dadurch werden die Buben zu ihren eigenen Aufsehern gemacht, sie setzen die Regeln dann auf ihre eigene, manchmal grausame Weise durch. In der Massenerziehung verschwindet der Einzelne aus dem Blick des Personals, unter den Kindern entsteht eine unkontrollierbare Hackordnung. Der mildeste Ausdruck davon: Am Sonntag essen die Grösseren auch das Dessert der Kleineren.

«Schwierige Kinder», so schreibt mein Grossvater 1959 in den Notizen für einen Vortrag, seien häufig «durch den schlechten Einfluss der Umgebung, des Milieus, abwegig geworden», also vom «guten» Weg abgekommen. Formell nimmt nicht der Heimleiter den Eltern die Kinder weg, sondern die Vormundschaftsbehörde. Aber

pädagogisch findet mein Grossvater das richtig: Man muss diese Kinder vor ihren Eltern schützen.

Zum unehelichen Kurt, 11-jährig, hält er knapp fest: «Darf niemals den Pflegeeltern zurückgegeben werden.» Diese seien «weich, unwissend und inkonsequent». Schon nur wegen der «Abstammung» erstaunt ihn Kurts «Verwahrlosung» nicht. Die Mutter sei eine «welsche Dame», die sich «in einer Arbeitsanstalt einmal an zusammengeknüpften Leintuchstreifen aus dem Fenster gelassen» habe. Da genügt ein relativ harmloser Vorfall, damit ein solches Kind in ein Heim eingewiesen wird: Kurt hat Geld gestohlen und in einem Sportgeschäft eine Skiausrüstung gekauft. Er träumt von Winterferien in Arosa.

«Der Vater ist etwas dumm»

Vor allem Kinder aus Unterschichtsfamilien werden als «verwahrlost» wahrgenommen. Sie passen nicht ins bürgerliche Bild der Idealfamilie, in der die Mutter die gute Hausfrau und der Vater der Alleinernährer ist. Zu den Ursachen der «Verwahrlosung» zählt mein Grossvater ausdrücklich die Konstellation, «wo der arbeitslose Vater die arbeitende Mutter im Haushalt ersetzt».

Franz hat keinen Vater mehr, der ist bei einem «Pintenschwinget im Emmenthal» umgekommen. «Die Mutter arbeitet in der Fabrik. Führte miserablen Haushalt. Hatte vom Samstag auf den Sonntag oft mehrere Liebhaber bei sich. Der Bub konnte in einer Nacht bis 3 Geschlechtsakten beiwohnen.» Für die Brüder Willy und Hermann, 8 und 11 Jahre, stellt der Heimleiter eine «günstige Prognose» – weil sie «früh von den Eltern weggekommen» seien. «Der Vater ist etwas dumm, ein fleissiger Arbeiter (Automechaniker), die Mutter eine Dirne, die noch recht gut aussieht.» Nach der Scheidung seien die Kinder merkwürdigerweise der Mutter zugesprochen und einige Zeit bei ihr belassen worden. «Stets viele Liebhaber empfangen. Achtung vor Mutter verloren.»

«Schweinereien auf dem Pissoir»

Was die Gesellschaft als akzeptables Verhalten empfindet, ist streng normiert. Besonders die Sexualität wird als Bedrohung wahrgenommen. In «sexueller Zuchtlosigkeit» sieht mein Grossvater eine Form der «Verwahrlosung», wobei für ihn schon das jugendliche Spiel mit den eigenen Geschlechtsteilen zuchtlos ist. «Schweinereien auf dem Pissoir» nennt er das. Der 15-jährige Richard landet faktisch wegen seiner körperlichen Frühreife im Heim. «Beischlaf mit 45-jähriger Frau Nacht für Nacht. Ging mit Sohn der Frau zur Schule. Diebstahl und Flucht.»

Ob «sexuell verdorben», «schwererziehbar» oder «psychopathisch»: Durch eine «normale geeignete Erziehung» will mein Grossvater aus den Buben «rechte Menschen» machen. Er vertraut dabei auf Zucht und Disziplin, notfalls muss mit körperlicher Gewalt nachgeholfen werden. Die pädagogische Mehrheitsmeinung geht damals davon aus, dass man Kindern Gehorsam, Ordnungssinn und Sittlichkeit aufzwingen kann, dass sich widerspenstigen Wesen eine einwandfreie Lebensführung gleichsam überstülpen lässt.

Der 14-jährige Max muss von seinem Freiheitsdrang «entwöhnt» werden. «In der Schule vom Basler Rheinhafen und seiner Bedeutung gehört; Entschluss gefasst, dorthin zu gehen, um dann eine Reise nach Amerika anzutreten; wollte dort Cowboy werden. Mit anderem Verdingbub weggeschlichen, beim Nachbar 50 Franken und ein Velo gestohlen.» Ein anderes Heimkind wird es dem Heimleiter zufolge «schwer haben im Leben», weil es schon früh «durch einen harten Kopf und eigenen Willen» aufgefallen sei. «Die ersten Arbeiten, zu denen er angehalten wurde, machte er einfach nicht (Schuheputzen, Holztragen, Abtrocknen usw.)»

Die alte Welt erodiert

Zum «rechten Menschen» gehört die Ordnung – und die hat sich in allen Dingen zu zeigen: Schmutzige und zerrissene Kleider, das sind für meinen Grossvater keine Äusserlichkeiten, sondern «seelische Anzeichen von Verwahrlosung». Dass jemand Papierfetzen auf den Boden wirft oder an ihnen vorbeigeht, «ohne Störung zu empfinden», findet er alarmierend. Beim Mittagessen lässt er die Buben aufstehen und kontrolliert, ob sie ein Taschentuch dabei haben. In der Nachkriegszeit boomt die Wirtschaft, die technischen und materiellen Möglichkeiten werden vielfältiger. Mein Grossvater reagiert skeptisch. Der «kulturelle und soziale Rahmen» sei nicht mehr so klar wie früher, das erschwere die Arbeit des Erziehers.

«Technik fördert die Verwahrlosung (Autorennen, Fussball, bei letzterem grobe Sprache). Telefon und Radio ersetzen die Unterhaltung zwischen Kindern und Eltern. Die gute Konjunktur ist eine grosse Gefahr. Zu viel Geld ist herum. Die Mütter übertreffen einander in der Garderobe ihrer Töchter. Schauen wir heute Mädchen vom 7.–9. Schuljahr! Lauschen wir ihren Gesprächen, wenn sie nach der Schule durch die Lauben spazieren, wie sie von den Männern reden und schwärmen.»

Die Welt ist in den Augen vieler Pädagogen aus den Fugen geraten. Im Buch «Heimkinder» beschreibt der Historiker Urs Hafner die Logik der verunsicherten und besorgten Erzieher: «Die Modernität, die Massengesellschaft und die Kulturindustrie stellen für die Menschen eine Bedrohung dar. Wenn die sozialen Hierarchien durcheinandergeraten, wenn die Gesetze der Religion und Sittlichkeit nicht mehr gelten, dann drohen die Menschen von ihren Trieben übermannt und der Verwahrlosung ausgeliefert zu werden.»

Es herrscht Lehrermangel. Rudolf Poncet ist 19-jährig, als er 1966 ins Landorf kommt. Der Seminarist unterrichtet hier im obligatorischen halbjährigen «Landeinsatz», er hat antiautoritäre Ideen im Kopf, liest «Summerhill – das revolutionäre Beispiel einer freien Schule» von A. S. Neill, der Ikone der pädagogischen Reformbewegung. Ende Jahr an der Weihnachtsfeier wird Poncet vom Präsidenten der Aufsichtskommission gefragt, ob er im Frühling eine Stelle als Oberstufenlehrer antreten wolle.

Lineal gegen Ungehorsamkeit

Poncet und andere junge Lehrer beziehen wie damals üblich die Aufsichtszimmer der Wohngruppen, wecken jeden Morgen die Kinder, haben zweimal pro Woche Abend- und regelmässig Wochenenddienst. «So konnten wir eine Beziehung zu den Buben aufbauen.» Poncet, heute 67-jährig, gibt gerne Auskunft, wie es früher im Landorf

war. Die neuen Pädagogen erzählen den Buben Geschichten, führen das Theaterspiel ein, organisieren Konzertbesuche und Zeltlager. Was damals pädagogisch heranzureifen beginnt, beschreibt die heutige Erziehungswissenschaft so: Aufbau eines pädagogischen Verhältnisses, erlebnisorientiertes Fördern von Fähigkeiten, Respekt vor der Individualität, Schulung des Sozialverhaltens und der Selbstverantwortung. Mein Grossvater sagt nichts, als sich die Junglehrer auch noch Bärte wachsen lassen. Stattdessen staunt er, was alles möglich ist, seit die Lehrer mit neuen Methoden arbeiten. «Er liess uns junge Typen gewähren, das schätzten wir sehr», so Poncet. «Sogar im Jahresbericht liess er uns zu Wort kommen.» Auch nach aussen will mein Grossvater zeigen, dass sein Heim nicht stehen bleibt. So heisst es in seinen Notizen für eine Rede in den späten 1960er-Jahren:

«Die Zahl der Kinder von 64 auf 48 gesenkt, aufgeteilt in vier Wohngruppen. Nebst Unterricht wird gebastelt, gemalt, modelliert, musiziert. Theaterspiel. Aufführung mit Gästen aus Dorf und Stadt stärkt Selbstbewusstsein. Freizeit muss nicht immer organisiert werden. Zeit für sich. Gute Jugendbücher, Zeitschriften und Zeitungen, auch der <Sport>. Matchbesuch auf dem Wankdorf. Das Heimkind darf auf keine Art und Weise gekennzeichnet sein. Individueller Haarschnitt. Der Anschluss an die Aussenwelt muss dauernd gesucht werden. Die Kinder besorgen ihre Kommissionen neu in den Dorfläden. Grössere Knaben haben am Sonntag Ausgang mit Taschengeld. Der Kontakt mit dem Elternhaus darf nicht abbrechen. Das Kind sehnt sich nach seinen leiblichen Eltern und umgekehrt die Eltern nach dem Kinde.»

Solche Worte sind damals fast visionär. Das meiste davon wird aber erst in den 1970er-Jahren verwirklicht. Im Heimalltag ist an dieser Bruchstelle der pädagogischen Entwicklung noch viel vom Alten da. Ausreissern rasiert mein Grossvater nach wie vor den Schädel kahl. Kinder, die nicht gehorchen, traktiert er mit dem Lineal. «Aber das kam selten vor», sagt Poncet. Vor allem die «Angestellten», wie die Mitarbeiter heissen, verpassen weiterhin Körperstrafen, wie das in den späten 1960er-Jahren viele Eltern und Lehrer ebenfalls noch tun.

Eine Kampagne rollt an

Bettnäser werden im Landorf nach wie vor blossgestellt: Am Morgen müssen sie das Leintuch selber waschen und sich danach im Speisesaal auf eine Linie stellen. Wie früher öffnet der Grossvater die Post der Buben. Und um 16 Uhr heisst es immer noch: «Antreten zur Arbeit.» Die Heime haben zwar mehr Geld, seit die Invalidenversicherung Subventionen zahlt. Aber immer noch zu wenig, um genug Personal einzustellen. Poncet: «Die Buben mussten beschäftigt sein, entweder in der Schule oder der Landwirtschaft.» Verschiedene Presseartikel, zuerst im «Beobachter», dann in weiteren Zeitschriften, erschüttern 1970 das Heimwesen. Sie prangern die Lebensbedingungen in mehreren Erziehungsanstalten in der Schweiz an. Mein Grossvater hat Angst. «Ihm graute davor, dass sein Lebenswerk öffentlich durch den Schmutz gezogen werden könnte», sagt Poncet.

Die sogenannte Heimkampagne kommt ins Rollen. Ihre Protagonisten fordern Reformen, vereinzelt sogar die Abschaffung der Erziehungsanstalten. Mein Grossvater merkt, dass die neue Zeit und das Landorf, wie er es gestaltet hat, nicht mehr zusammenpassen. Doch es schmerzt ihn zu hören, dass alles, was er während fast dreissig Jahren als Heimleiter getan hat, schlecht gewesen sein soll. Am

Kirchensonntag 1971 hält er in der Kirche eine Rede, in der er vordergründig über die «herausfordernde Jugend» und den «fast unüberbrückbaren Graben zwischen den Generationen» spricht. Allerdings können seine Worte auch als Reaktion auf die Heimkampagne gelesen werden: «Wir Älteren haben sicher manches falsch gemacht. Aber bei der rasenden Entwicklung kamen wir einfach nicht immer mit.» Geprägt von der Wirtschaftskrise und Arbeitslosigkeit der Zwischenkriegszeit, sei man lange damit zufrieden gewesen, die «notwendigsten materiellen Bedürfnisse zu decken». Inzwischen habe es die Jugend besser. «Wir bieten ihr viel und mit einem gewissen Recht hoffen wir auf Dankbarkeit. Doch die Jungen sind nicht besonders dankbar. Wir müssen viel dulden, ertragen und gutheissen lernen.»

«Erschütternde Szenen»

Am Ende seiner Karriere stellt mein Grossvater zwei Erzieherinnen ein, die in Bern die erstmals angebotene Ausbildung abgeschlossen haben; später wird daraus der Beruf der Sozialpädagogen. Andere Heimleiter zögern noch, professionelle Betreuungskräfte einzustellen. Und 1972 empfiehlt mein Grossvater den jungen Poncet als seinen Nachfolger. Ausgerechnet Poncet, der so anders ist als er und eine Freundin hat, die Wollpullover und bodenlange Röcke trägt.

Poncet blättert in einem Album mit Fotos, die er als junger Lehrer im Landorf geknipst hat. Auf der ersten Seite ist nur ein Bild eingeklebt, darauf lachen meine Grosseltern. «Es ist eine Tragik», sagt Poncet. «Wie andere Heimleiterpaare haben sie sich voll engagiert. Den schnellen Wandel konnten sie aber nicht mehr mitvollziehen.» Am Schluss seien sie «enttäuscht, vielleicht sogar verbittert» gewesen, jedenfalls «ohne Glanz» abgetreten. Poncet will meine Grosseltern entlasten. Nicht ihretwegen hätten viele Heimkinder gelitten, sondern weil die Behörden die Familien auseinanderrissen. «Die Buben fühlten sich einsam und hatten Heimweh.»

Er macht eine Pause. Das seien «erschütternde Szenen» gewesen. Eine sieht er noch vor sich: Eltern, aus dem Baselbiet angereist, essen mit ihrem Kind im Schuhraum Kuchen; alle drei weinen, schon bald müssen sie sich wieder verabschieden. Zweimal pro Jahr dürfen Eltern für vier Stunden ihr Kind besuchen. An der Weihnachts- und der Schulabschlussfeier sind sie nicht dabei. «Auch für Mütter und Väter, die Fehler gemacht haben und im Leben schlecht zurechtkommen, ist das schrecklich.»

Geschenke zu Weihnachten

«Die beginnenden 1970er-Jahre bilden für die Fremdplatzierung und die Heimerziehung in der Schweiz eine Zäsur», schreibt der Historiker Hafner. Er sieht hier den Übergang von der «Phase der in vielem noch klassischen, durch das 19. Jahrhundert geprägten Heimerziehung in die Phase der modernen, vielfältigen Landschaft stationärer Versorgung zu Beginn des 21. Jahrhunderts». Ob eine Fremdplatzierung richtig ist, wird heute professionell abgeklärt. Heime arbeiten eng mit den Eltern zusammen, die sie genauso unterstützen wollen wie die Kinder. Dank mehr Personal ist die Betreuung intensiver als früher, dank mehr Geld sind die Gruppen und Heime kleiner. Und der Erziehungsstil hat sich radikal geändert.

Auch das Landorf entwickelt und verändert sich in den 1970er- und 1980er-Jahren. Heute ist auch die Heilpädagogik jener Jahre wieder veraltet. Als mein Grossvater 1972 seinem Nachfolger Poncet in altväterischer Manier die Schlüssel übergab, sagte er: «Das Heim ist ein dauerndes Provisorium.»

Zweimal vor Weihnachten besuchte ein Ehemaliger, der Arzt geworden war, meinen pensionierten Grossvater. Das freute ihn sichtlich. Sicher auch deshalb, weil er genau wusste, dass viele Kinder in seinem Heim gelitten hatten. (Der Bund)

(Erstellt: 20.12.2014, 15:08 Uhr)

[4 Kommentare](#)

- Werner Büschi vor 2 Mnt.

Ich wurde Mitte Januar 2015 auf den Artikel im Bund aufmerksam. Immer, und immer wieder habe ich den ausführlichen Beitrag gelesen! Für mein Dafürhalten, sind die Ausführungen etwas einseitig aus der Sicht der beiden Heimleiter und des verwandtschaftlichen Schreibers „gefärbt“. Die Sicht des sogenannten „Zöglings“, fehlt mir! War ich doch von 1956 bis 1961, 9 bis 14-jährig selbst im Landorf und erlebte die „Zustände“ eins zu eins! Dabei kann ich nur sagen: „Gotthelf lässt grüssen!“ Damals schon war die Gesellschaft eine andere als zu Gotthelfs Zeiten, oder etwa nicht? Zu den nachstehenden, im Artikel aufgeführten Gedanken könnte ich spontan einige „Landorfgeschichten“ ausführen (leider für den Leserbrief zu lang): „In den 1950er-Jahren Vorzeiheim für das In- und Ausland.“ usw.

[Empfehlen \(6\) MeldenTeilen](#)

- Peter Kräuchi vor 2 Mnt.

Herr Büschi, auch ich könnte so einiges schreiben und das würde den Rahmen dieser Leserbrief spalte bei weitem sprengen. War ich doch in den Jahren 1974 bis 1976 oben auf dem Vorzeiheim "Knabenheim auf der Grube". Nun über dieses Heim wurde ja sehr viel geschrieben und gezeigt. Die Geschichten vom Landorf haben wir auch auf der Grube gehört. Beide Heime waren ja angeblich vorzeige Institutionen, wie sie es selber immer wieder sagten. Ich denke aus diesen Zeiten ist kein einziges Heimkind zu beneiden, weil alle ihre Geschichten erzählen könnten und auch konnten. Viele wurden gehört und von vielen wollte man nichts hören. Ich denke da schon nur daran, was geschehen ist, wenn man zu Hause, so man nach Hause konnte, etwas erzählte was im Heim geschehen ist. Tja dann war alles in bester Ordnung gewesen.

[Empfehlen \(0\) MeldenTeilen](#)

- Peter Kräuchi vor 2 Mnt.

"Landdorf", "Knabenheim auf der Grube", "Schloss Köniz", "Schloss Kehrsatz", "Steinhölzli". Es sind alles individuelle Heime, alle hatten das selbe Ziel: Die Kinder erziehen und auf den rechten Weg bringen, damit sie "Gesellschaftsfähig"

werden. Dann kommt nach und nach aus, dass dem eben nicht so war. Es herrschte in den frühen 50er, 60er, 70er, 80er und zum Teil sogar bis weit in die 90er Jahre alles andere als nur diese Ideologie der Erziehung. Nein es gab da Prügel, Missbrauch und vieles andere Mehr. Da wurden Knaben und Mädchen getrennt in Heime gesteckt. Zucht und Ordnung musste es schon sein. Dann gab es die grosse Verwunderung, wenn ehemalige Zöglinge in der Gesellschaft nicht zurecht kamen. Es musste zuerst mal etwas geschehen bevor man anfang die Institution Erziehungsanstalt zu ändern. Brand der Grube

[Empfehlen \(1\) MeldenTeilen](#)

- Taurarwen Eryn vor 4 Mnt.

Rechte Menschen machen mit Hilfe von Gewalt? Mein Mann kam im Alter von 6 Jahren ins Landschulheim, musste im Stall und auf dem Feld schuften! Wurde ein kleiner Fehler gemacht (beim Rüben jäten ein paar Pflänzchen vergessen!) wurde mit dem Hauenstiel so lange geprügelt, bis dieser auf dem Rücken brach! Wohl verstanden, auf dem Rücken eines 11-jährigen! Die dauernde Angst vor den Prügelstrafen (mit der Hundeleine des Heimleiters) liess den kleinen C. tagelang einen riesigen Stein umher schleppen. Erst die Ankunft von Rudolf Poncet änderte die Zustände nach und nach. Mein Mann erinnert sich wie sie sich eines Nachts aus dem Haus schlichen um in aller Heimlichkeit eine Vetotour zu unternehmen, beim Zurückkommen wurden sie von ihm gesehen, aber eben nicht bestraft. Er war der Lichtblick....

[Empfehlen \(6\) MeldenTeilen](#)

Nachtrag in Der Bund vom 26. Januar 2015:

Im Kontext der Debatte über Verdingkinder und Kinderheime ist eine Kontroverse um die frühere Erziehungsanstalt **Landorf** in Köniz entbrannt. Zunächst berichtete ein ehemaliger «Zögling» über die unmenschlichen Zustände, die dort in den 1960er- und frühen 1970er-Jahren geherrscht hätten. Später meldete sich ein früherer Heimlehrer zu Wort und erklärte, dank Heimen wie dem Landorf sei vielen Kindern ein Leben im Elend erspart geblieben.

Darauf ging der «Kleine Bund» [am 20. Dezember 2014](#) der Frage nach, welche Ideologie hinter der damals praktizierten Pädagogik steckte und warum Heime früher so waren, wie es heute nicht mehr möglich wäre.

Am Schluss des Beitrags wurde ein Heiminsasse erwähnt, der später Arzt wurde und dem pensionierten Heimleiter jeweils vor Weihnachten ein Geschenk vorbeigebracht habe. Der fragliche Mann legt nun Wert auf die Feststellung, dass er den Heimleiter zwar gelegentlich besucht, ihm aber kein Geschenk mitgebracht habe. Die Unterscheidung sei wichtig, weil sonst die Gefahr bestehe, dass die Verteidiger der damaligen Zustände im Heim die Geschichte mit dem Geschenk instrumentalisieren könnten. (Der Bund)

(Erstellt: 26.01.2015, 13:22 Uhr)